Editorial

Wie man sich bettet...

Es geht fröhlich weiter mit den Errungenschaften der Digitalisierung. Der aktuellste Trend sind verstellbare Betten. Eigentlich nichts Neues, das war ja auch beim Lättlirost so. Doch die per App gesteuerten Schlafstationen verfügen über Matratzen, die sich in jede Sitz- und Liegeposition bringen lassen, über Heizung, Wecker, TV, Beleuchtungs- und Audiosysteme. Und: Die nächtlichen Aktivitäten und Träume werden direkt aufs Handy gebeamt.

Nur eine Frage der Zeit also, bis die Daten an den Online-Doc weitergeleitet werden, dieser aus Millionen von digitalen Patientendossiers eine Diagnose erstellt, die dann von der Krankenkasse ausgewertet wird. Wenn Sie also künftig am Morgen aus ihrem Hightech-Gestell steigen, ist die neue Krankenkassenprämie bereits vom Konto abgebucht.

Ein Viertel der Bevölkerung leidet übrigens an Schlafstörungen. Der Tipp der Zürcher Schlafforscherin Esther Werth: «Das Bett sollte nur als Schlafplatz dienen. Also kein Essen, kein Computer. Und vor allem: kein Handy!»

Dominic Geisseler

Impressum

GESUNDHEIT ist eine redaktionelle Sonderbeilage der SonntagsZeitung
Leitung und Produktion: Dominic Geisseler
Art Direction: Tobias Gaberthuel
Layout: Natalie Seitz
Fotoredaktion: Suse Heinz
Titelbild: Getty Images
Leitung Verlag: Marcel Tappeiner
Tamedia Advertising: Philipp Mankowski (Chief Sales Officer), Adriano Valeri (Head of Advertising)
Werdstrasse 21, 8021 Zürich

Internet-Ärzte und operierende Roboter

Die Digitalisierung revolutioniert das Gesundheitswesen. Tausende von Apps erfassen unsere Daten, und Roboter führen selbstständig Eingriffe durch. Auch in der Schweiz

Erik Brühlmann und Marius Leutenegger

Die Zukunft ist digital – das gilt auch für das Gesundheitswesen. In den verschiedenen App-Stores findet man mittlerweile über 300 000 Programme rund um das Thema Gesundheit, vom Schrittzähler über den Abnehmcoach bis zum Nahrungsratgeber. Unternehmen, allen voran Versicherungen, bieten Gesundheits-Apps als Mehrwert an. Befürchtungen, dass bei all diesen Datentransfers der gläserne Patient in allen möglichen Netzwerken zu finden sein wird, werden immer lauter.

Seit nunmehr zehn Jahren gibt es die von Bund und Kantonen getragene Koordinationsstelle E-Health Suisse. Im Zentrum steht dabei das Elektronische Patientendossier (EPD). Ziel ist es, alle Patientendaten zukünftig in einem digitalen Dossier zu speichern. Kritiker mögen wieder den gläsernen Patienten heraufbeschwören, doch auf den Datenschutz wird bei der Umsetzung grössten Wert gelegt. «Beim EPD können die Patienten selbst Daten ablegen, das Dossier einsehen und Zugriffsrechte verteilen», sagt Geschäftsstellenleiter Adrian Schmid. Für Langzeitpatienten oder bei Behandlungen im Ausland wird das EPD gute Dienste leisten, ist er überzeugt. «Es wird die Behandlungskoordination verbessern, Informationswege verkürzen und die Behandlungsqualität erhöhen.»

Noch gibt es keine generellen Richtlinien zur Telemedizin

Wenn schon das Dossier digital ist, weshalb nicht auch gleich der Doktor selbst? Die Website Deindoktor.ch etwa bietet seit 2015 telemedizinische Onlinesprechstunden an. «Die Idee kam mir, als mein erster Sohn krank wurde», sagt Philipp Marsanik, der die Plattform mitbegründet hat. «Ich war allein mit ihm zu Hause und wäre froh gewesen, eine schnelle Beratung zu haben.» Aber grundsätzlich gehe es nicht darum, ärztliche Sprechstunden komplett durch Onlineberatungen zu ersetzen. «Wir sehen Videosprechstunden vor allem im Bereich der Nachbehandlung», so Marsanik. «Den Heilungsverlauf eines Hautausschlags kann ein Dermatologe meist auch am Bildschirm beurteilen.»

Bei Deindoktor.ch sind 150 Ärzte registriert, vom Dermatologen über den Kinderarzt bis zum Allgemeinarzt. Rund 2000 Patienten sind angemeldet. Allerdings tut sich das telemedizinische Angebot derzeit noch schwer. Das liege unter anderem daran, dass Ärzte für Videosprechstunden nur wenig Zeit hätten, dass diese Videosprechstunden nach Tarmed zu geringeren Ansätzen als normale Sprechstunden verrechnet würden und dass in der Schweiz – im Gegensatz zu Deutschland und Frankreich – noch keine generellen Richtlinien zur Telemedizin bestünden.

Hinderliche Gesetze bestehen dagegen in der Schweiz für Versandapotheken. Zwar darf eine Versandapotheke über ihren Onlineshop sämtliche in der Schweiz zugelassenen Arzneimittel und das übliche Apothekensortiment anbieten. Medikamente hingegen dürfen nur gegen Rezept verschickt werden – auch wenn sie gar nicht rezeptpflichtig sind. «Die heutige Regelung ist paradox und absurd», sagt Walter Oberhänsli, CEO von Europas grösster Versandapotheke Zur Rose mit Sitz in Frauenfeld. Noch paradoxer erscheint dies angesichts der Tatsache, dass der Bezug eines Monatsbedarfs von Medikamenten, auch rezeptpflichtigen, für den Eigengebrauch im Ausland zulässig ist. Der Medikamentenversand über Versandapotheken hätte gerade für ältere und chronisch kranke Menschen viele Vorteile. Zwar befürchten Kritiker, dass eine Lockerung der Bestimmungen dem Medikamentenmissbrauch Vorschub leisten könnte. Doch die günstigen Medikamentenpreise der Versandapotheken seien auch ein konkreter Beitrag an die Senkung der Gesundheitskosten. Oberhänsli: «Eine zeitgemässe Regelung ist überfällig.»

Aber auch in den Spitälern hinterlässt die Digitalisierung Spuren, unter anderem im Bereich der Robotik. Das roboterassistierte Operationssystem Da Vinci gehört in den grossen Krankenhäusern mittlerweile fast schon zur Standardausstattung. Am Berner Inselspital wird derweil ein Operationsroboter getestet, der mehr als nur der verlängerte Arm des Chirurgen ist. «Auf einer Robotikskala von 1 bis 5 befindet sich Da Vinci bei 2, unser Cochlea-Implantat-Roboter bei 1», sagt Marco Caversaccio, Direktor der Hals-Nasen-Ohren-Klinik am Inselspital. Bei einer Cochlea-Implantation – dem Einsetzen eines Stimulators für die Gehörschnecke – übernimmt der Roboter bereits gewisse Funktionen selbstständig.

Der Patient entscheidet, ob er von einem Roboter operiert werden will

Der erste erfolgreiche Eingriff mit dem Roboter fand 2016 statt, seither sind weitere Operationen dazugekommen. «Drei Operationen brach ich jedoch vorzeitig ab, weil sich im Verlauf zeigte, dass der direkte Weg auch mit dem Roboter zu eng war», sagt Caversaccio. Damit erklärt er auch gleich die Funktionsweise der Maschine: Zwar bohrt der Roboter aufgrund der eingespeisten Daten selbstständig. Doch die Operateure haben mehrfach die Möglichkeit einzugreifen. Wer im Inselspital ein Cochlea-Implantat benötigt, trifft aber nicht zwangsläufig auf einen Roboter. Caversaccio: «Der Patient trifft letztlich die Entscheidung immer selbst, ob er mit Roboter oder konventionell behandelt werden möchte.»

Anzeige